



Markus Gasser

DAS BUCH  
DER BÜCHER  
FÜR DIE  
INSEL

Carl Hanser Verlag

Fang du an.«  
»Nein, zuerst du.«

Kaum wendet sich ein Gespräch unter Literaturenthusiasten kurz vor der Sperrstunde der Frage zu, welche Bücher man auf eine einsame Insel mitnehmen würde, herrscht geübte Stille am Tisch; man gibt sich feurigem Grübeln hin. Dann wirft einer seine Liste der persönlichen Lieblingsgrößen in die Runde, und schon fällt ein anderer ihm ins Wort: Weshalb dieser Roman fehle, während es jene Erzählung auf Platz drei geschafft habe. Und eine endlose Debatte bricht los, als könnte die perfekte Liste die Weltgeschichte verändern. Die Kellner werden nervös.

Warum bewahrt die Frage nach einer Bibliothek für die einsame Insel ihren unwiderstehlichen Reiz? Weil sie nur als Vorwand dient. Immer ist ein Teil von uns in den Büchern, die wir gelesen haben, unbemerkt zurückgeblieben – und kehrt plötzlich wieder, wenn wir solche Listen erstellen, abwägen und auswählen und zur Begründung unserer Wahl begeistert von ihnen erzählen.

Auf die Begeisterung kommt es diesem Buch zuallererst an. Es nimmt die Frage nach der Bibliothek für die einsame Insel spielerisch ernst und begibt sich mit seinen Lesern

auf eine Weltreise durch die Kontinente der Literatur. In fünfzig Kapiteln macht es Romane und Erzählungen und deren Autoren lebendig und beschwört die Atmosphäre ihrer Zeit herauf. Vollständigkeit verspricht es nicht: Manche Autoren stehen für andere ein. Neueres und Populäres findet sich gleichberechtigt neben dem Klassischen, Kanonischen, solange es nur unsere Lektüreleidenschaft weckt.

So enthält dieses Buch viele Bücher auf einmal. Es läßt sich lesen auf die übliche Weise, von vorne nach hinten, aber auch querfeldein. Kein Kapitel setzt die Kenntnis der anderen voraus. Dennoch hat das Buch gleich einer Bibliothek seine Ordnung. Die Themen, denen es folgt, sind zugleich eins mit den Gründen, warum wir lesen und warum Bücher unverzichtbar sind: weil sie unser Universum neu erschaffen; weil wir in ihnen die Unbeugsamkeit wie die Schwächen großer und kleiner Heldinnen und Helden bewundern; weil wir uns im Leben der anderen gespiegelt sehen; weil wir uns schwelgerisch unbefangen in Abenteuern und fremden Welten verlieren; und weil Bücher die Träume und Alpträume unserer Geschichte wie Archive erzählend bewahren.

Zuletzt ist es die größte Hoffnung des Buches, seine Leser fänden in ihm selbst eine Insel, einen Ort der Zuflucht und ein wenig Glück.

## KAPITEL I

# DER ARBEITER DES MEERES

*Victor Hugo*

Es gab keinen anderen Ausweg für ihn diesmal: Ohne Verzug mußte er Frankreich verlassen, bevor man ihn auf die Teufelsinsel deportieren konnte. Da half es nicht, daß er der berühmteste Autor Europas war: Wie viele handgreifliche Fehden, Morddrohungen und Skandale Victor Hugo bislang auch immer unversehrt überstanden hatte, die ganz Paris in Aufruhr brachten – nun wünschte er sich nichts sehnlicher, als in einem seiner Romane verschwinden zu können. Denn in Gestalt einer von ihm erfundenen Figur wäre er jedem Hinterhalt entkommen, selbst einer Ladung Arsen in einer unschuldigen Tasse Kaffee.

Der gewaltsame Tod gehört in einer Demokratie für gewöhnlich nicht zu den Berufsrisiken eines Schriftstellers. Frankreich aber war gerade mal wieder keine. Charles-Louis, Neffe Napoléon Bonapartes, hatte sich mit einem Staatsstreich am zweiten Dezember 1851 als erblicher Kaiser der Franzosen verewigen, das Parlament handstreichs auflösen und die Opposition in Schutt und Asche legen lassen. Die härtesten Repressalien lagen in seiner Macht.

Stunden zuvor noch an jenem Dezembertag hatte Victor Hugo – nicht umsonst der Sohn eines Generals unter Bonaparte – ein revoltemüdes Volk auf die Barrikaden von Pa-

ris gedrängt. Doch mochten Arbeiter sogar auf ihren Tabak verzichten, um seine Bücher zu kaufen und sie wie Luxusmöbel daheim zur Schau stellen zu können: selbst Hugos Versprechen, die neue Regierung würde die schändliche Alkoholsteuer aus der Welt schaffen, wenn Paris zu den Waffen griffe, blieb folgenlos. Ein allzu reizvoll hohes Kopfgeld war nunmehr auf diesen Dickschädel ausgesetzt und ein Killer wie sein eigener Schatten dicht hinter ihm her. Gerüchte wußten, ein Erschießungskommando der Geheimpolizei hätte ihn längst fusiliert und in den Katakomben des Zweiten Kaiserreichs verschwinden lassen.

Er war am Ende. Mit cholerischem Widerwillen versteckte er sich auf dem Dachboden eines Freundes. Allmählich wich aus ihm diese stämmige Feierlichkeit, die sich auf alles übertrug, was ihm zu nahe kam, bis zwischen den Jubelrufen »Vive la République!« und »Vive Victor Hugo!« kein Unterschied mehr auszumachen war. Als die Geliebte Juliette, die er sich neben seiner Frau, wechselnden Dienstmädchen, einer Schauspielerin und einer Eskorte von Prostituierten wie einen erotischen Hofstaat hielt, ihm einen Ausweis des Schriftsetzers Jacques Lanvin besorgte, machte er sich auf zur Gare du Nord. Vergrummelt bestieg er einen Waggon der Zweiten Klasse und ärgerte sich darüber, daß im falschen Paß seine Nase als »besonders groß« beschrieben war.

Was sie tatsächlich auch war. Doch hätte er in der Verkleidung eines dämonischen Wasserspeiers von den Zinnen einer Kathedrale, als versoffener Mönch mit Eselsohren, selbst als sein eigener Quasimodo unbehelligt nach Brüssel gelangen können. Die beiden Grenzbeamten nämlich, neben denen Hugo im Abteil zu sitzen kam, waren literaturabstinente Dummköpfe, die weder »Notre-Dame de Paris«

gelesen hatten, den »Glöckner von Notre-Dame«, noch vertraut waren mit Hugos in aberhundert Karikaturen kenntlich gebliebenem Konterfei. Und wer so gebannt der Empörung lauschte, mit der sich die zwei Herren Inspektoren über die Aufrührer ausließen, der konnte kein Staatsfeind sein. So retteten ihn die Grenzbeamten unwissentlich vor den Polizisten, die auf der Suche nach ihm wie Jagdhunde in Menschengestalt durch die Gänge hetzten.

Ein weiteres Mal mußte der Tod sich in seinem Fall geirrt haben, und Hugo genoß es auf seine Art sichtlich, davongekommen zu sein: Ein Jahrzehnt nach seiner Flucht, 1862, ließ er sich in seiner neuen Heimat, auf der britischen Kanalinsel Guernsey, sogar an eine Wand stellen, für eine Fotografie, was damals neu und groß in Mode war. Untersetzt und erhobenen Hauptes stand er, die Arme verschränkt und das eine Bein hinters andere gekreuzt, mit gespannter Lässigkeit da, schwarz und salopp elegant gekleidet, weißhaarig, mit dem dunkelgrau durchsetzten Bart eines Louis Pasteur – von seiner Nase war bereits die Rede –, und hielt seinen listig entschlossenen Blick dem am Apparat herumnestelnden Sohn abgewandt ins Unabsehbare ... und schon schreitet *cher papa* wieder in sein Arbeitszimmer zurück, das er nach eigenen Entwürfen zu einem verglasten Wintergarten hat ausbauen lassen, mit Rundumsicht hoch überm Meer.

Von dort sandte er mit besessener Strenge Strafgedichte gegen den ruchlosen Ursurpator Charles-Louis in Millionenaufgaben nach Paris und musterte den Horizont seiner Heimat gegenüber wie das Auge eines Leuchtturms. Es schloß sich nie, und als Streifen Licht in der eisigen Nacht des Exils sah ihn nicht nur er selbst: Viele Vertriebene fanden ihr Asyl im dritten Stock seines Hauses, der benannt

war nach jenem Floß, auf dem zu Anfang des Jahrhunderts von hundertfünfzig Passagieren der Fregatte »Medusa« nur fünfzehn die Gischthölle des Atlantiks überlebt hatten. Alle Gnadenerweise des Kaisers lehnte er ab. Sie waren doch nur ein Trick, um ihm, kaum sollte er in das Gefängnis namens Frankreich zurückgekehrt sein, den Garaus zu machen.

Hugos Hauteville House auf Guernsey war Fluch und Glück, Verbannung und Zuflucht zugleich. Mit der Bitternis seines Gestrandetseins verfuhr er wie mit der Welt sonst auch: Er überwältigte sie. Vom blanken Eßbesteck über die Keramik und Farbe der Lüster bis hin zum Dekor eines jeden Zimmers, rot das eine, blau das nächste, das dritte graugrün meliert, von der mit über dreitausend Bänden bestückten Bibliothek bis hin zur orientalisch vertrackten Eichengalerie türmte Hugo sein Inselreich wie die Gotik seiner Romane hoch, voll der Ab- und Ausschweifungen aus Wandteppichen, Spiegeln und Skulpturen. Ohnehin war Leben Exil, verkündete er, vergängliches Nebenprodukt einer ganz anderen Welt, alle saßen seekrank im selben Boot und wollten nach Hause, »Exilium vita est« prangte über der Eingangstür des Speisesaals. Und sehr diesseitig ging es auch draußen nicht zu: In die traumverloren gottesfürchtige Insel griff eine verborgene Macht.

Manchen erschienen die Harpyien des Sturms und die Geister ertrunkener Seefahrer aus der Untiefe, um von ihren Schiffbrüchen zu erzählen, und jeden Winter fand man die Spuren eines spalthufigen Wesens im Schnee. Das war ganz nach Hugos Geschmack, dem die Existenz Gottes und seiner Untertanen zu leugnen stets einer Verarmung gleichgekommen war – zumal er sich selber als Schöpfer sah, kaum daß er am Schreibpult stand. Selbst Satan, verfügte er, würde am Ende der Zeit begnadigt ins Paradies zurück-

kehren dürfen. So beschwor Hugo in Séancen nach dem Abendessen die Toten wie zum Dessert: In Schwermut und Trotz zimmerte er sich Geheimtüren zum Jenseits zurecht, sammelte ein Geisterkomitee um sich, das so dachte und sprach wie Hugo. Jesus Christus und Mohammed, Shakespeare und der Marquis de Sade tauchten aus dem Dunkel des Totenreichs hoch und lieferten ihm die wohlwollendsten Rezensionen, die er jemals zu Gesicht bekam und die ihm bestätigten, daß er ihresgleichen war und nicht ganz von dieser Welt. In den Nächten weckte ihn der Ozean und rief ihm sein »An die Arbeit!« zu, und die Brandung ging auf seinen Satzrhythmus über bis in die allerletzte Kadenz. Für die Vollendung des Romans um Jean Valjean, »Les Misérables«, »Die Elenden«, hatte er sein mächtigstes Publikum gewonnen: das Meer. Und manchmal kam es ihm so vor, als wäre selbst das noch sein ureigenstes Werk, das er, ein »Arbeiter des Meeres«, jederzeit in Ketten zu legen und dann wieder auf seine Gegner loszulassen vermochte.

WORIN MAN  
KURZ ERFÄHRT,  
WARUM ES SICH ZU  
LESEN LOHNT

Doch könnten wir, wenn wir uns sicher an Land gelangt glauben, nicht auf Grund gelaufen sein? In weniger pathetischen Stunden fürchtete Hugo, daß ihm Guernsey zum Grab werden würde. Er dachte an Shakespeares Prospero, der, vom Bruder des Herzogtums beraubt und in den Ozean verstoßen, auf seiner einsamen Insel nur dank seiner Lieblingsbücher nicht den Verstand verliert. Auch Hugo hätte die zwei Jahrzehnte auf Guernsey ohne seine Bibliothek kaum heil überdauert. Das Meer und die Literatur waren ein und dasselbe für ihn: Wie ihm der Leuchtturm seines Arbeitszimmers eine Kranichschau über den Ozean gewährte, umschließt uns Literatur seit jeher sicher mit einem Horizont aus Bedeutung. So ist auch die Frage, welche Bücher Sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden, kein beliebiges Gesellschaftsspiel. Hinter ihr steht die älteste aller Fragen: was das alles hier eigentlich soll.

Uns muß nicht die Nähe des Todes drohen, damit wir zu ahnen beginnen, was uns im Leben teuer ist: Schläfrig ins Badezimmer zu schlurfen genügt vollauf. Fast jeder kennt das Gefühl, das uns bei alltäglichen Verrichtungen ergreift – etwa bei der morgendlichen Dusche, von der

man meint, man hätte sie doch gerade erst hinter sich: Der gestrige Tag ist im Handumdrehen vergangen, und von Dusche zu Dusche war oft mal wieder nichts Erinnerungswertes dabei. Wir wissen, wir haben keine Zeit zu verlieren, und fühlen zugleich, etwas zu versäumen. Auch die Genies des glücklich gelebten Moments sehen sich in der Falle der Zeit gefangen: Kaum ist ein Augenblick dahin, läßt seine Fülle sich nicht mehr zurückrufen. Noch dem genußfreudigsten Lebenskünstler ist die Welt nie genug: Er sucht den Flug darüber hinweg. Uns alle eint das Bedürfnis nach Phantasie, Lachen, Euphorie, gefahrvollem Abenteuer, nach einer Liebe, die keine Halbheiten kennt, nach Trost und Gelassenheit angesichts der Komplikationen des Daseins, Schönheit, dem kindlichen Vertrauen, daß wir Menschen uns gleichen, nach Geborgenheit und geistiger Heimat – ein Bedürfnis, das seine dringlichste Erfüllung in der Literatur findet. Sie verleiht der Wirklichkeit einen Wert, als sähe man sie zum ersten Mal. Sie sprengt selbst die Grenzen des Irdischen auf: Noch Gott samt Himmelspersonal und allen Gespenstern könnte unsere hauseigene Schöpfung sein.

Da wird es plötzlich gleichgültig, ob ein Werk die Bestsellerlisten hinauf- und hinunterklettert oder Nobelpreishöhenluft atmet; gleichgültig wird, ob ein Werk sich plotstark ausnimmt und voll kriminalistischer Spannung, verwegen, verwildert und ungeheuerlich wie »Die Elenden« Victor Hugos oder ob es handlungsarm aus Lichttropfen unserer Existenz gemacht ist wie Marcel Prousts »Suche nach der verlorenen Zeit«, das in nur wenigen Sätzen mit den kostbar versteckten Details einer Damenjacke ihren Anfang nehmen und bei den verborgenen Skulpturen einer gotischen Kathedrale enden kann, die ein Künst-

ler aufsucht, um von dort eine ganze Stadt zu überblicken; gleichgültig, ob ein Werk uns das Fresko einer ganzen Epoche schenkt oder lediglich einen Tag in Dublin 1904; und gleichgültig wird auch, ob es uns in traumhaft andere Welten fortträgt wie »Der Herr der Ringe« J. R. R. Tolkiens oder sich derart realitätsnah gibt, daß wir unser Leben mit demjenigen der Gestalten zu vergleichen beginnen wie bei Leo Tolstois »Anna Karenina«: Was am Ende zählt, ist nur, daß wir uns reicher und nicht zufallsbedingt, banal und sterblich fühlen. So kalt und düster Hauteville House auch zuweilen gewesen sein mag: in der Bibliothek brennt noch immer Licht.

Was hält uns jetzt noch ab davon, sie zu betreten? Vermutlich läßt uns »Das Was Wir Gelesen Haben Sollten« zögern, der Kanon also, dieser ermüdend vorhersehbare Ahnentafelkult immergleicher Namen, und der Irrglaube, wahrhafte Literatur hätte schwer zugänglich zu sein – uns aber steht alles offen, blicken wir nur mit dem unbekümmerten Übermut eines Menschen darauf, der innehalten, ausbrechen, das Weite suchen, verschwinden, der staunen, sich in die Einzigartigkeit anderer Geschöpfe hineinempfinden, sich unterhalten und der erhoben sein will wie ein Albatros vom Sturm des Ozeans. »Exilium vita est« – und große Literatur bildet unser Asyl und ist immer identisch mit dem, worauf es im Leben zu guter Letzt ankommt. Darum hat Hugo sich in den »Elenden« einen idealen Leser ersonnen, der in der Literatur stets seine Glückseligkeit zu entdecken weiß – den steinalten Büchergläubigen Monsieur Mabeuf, der, in Geldnot geraten, aus seiner Bibliothek ein Werk nach dem andern veräußern muß; und Hugo fragt uns hinter vorgehaltener Hand, welche Bücher wir zuletzt verkaufen würden?

Welche Werke haben uns stets herzlich willkommen geheißen? Welche bestehen die Probe noch der dritten Lektüre so berauschend virtuos wie beim ersten Mal? An welchen hängen wir mit fast mythischer Treue? Welche waren zu schön, um bis zum Ende unseres Lebens wahr zu sein? Welche Titel, die uns nur dem Namen nach geläufig sind, haben schon immer unsere Neugierde erweckt? Aus welchen Büchern würden wir uns, wären wir erblindet, allabendlich vortragen lassen? In welchen Romanen und Erzählungen könnte sich die Menschheit wiedererkennen, welche würde sie auf eine Arche retten wollen, um sich daraus ihre Zivilisation neu zu errichten? Wenn man in der Zeit zurückreisen könnte: in welchem Roman welchen Jahrhunderts würde man leben, welche Gestalt lieben, retten, an welcher sich rächen wollen? Welche Bücher nähme einer, der durch alle Bibliotheken der Welt geschwommen ist, zu seiner Geliebten mit, zu einer Ozeanologin vielleicht, die – unheilbar erkrankt – die Forschungsinsel Île de la Prise de Possession zwischen Afrika und Australien nicht mehr verlassen will? Aus welchen Büchern würden die beiden einander vorlesen wollen, Abend um Abend, bis sie eines frühen Morgens auf der Felsenküste im Westen der Insel in erfrorener Umarmung gefunden werden?

Oder stellen wir uns den Bibliothekar Gottes vor, einen längst verstorbenen Universalgelehrten, der durch das Bücherlabyrinth der Erde irrt, vom Allmächtigen hierher entsandt, um die größten Werke der Weltliteratur für das Paradies zusammenzutragen: Rasch würde er sich mit solchen Büchernarren wie Hugos Monsieur Mabeuf, dem Blinden, der Ozeanologin und selbst mit den belesensten Experten des Planeten auf die ersten sieben Glanzstücke einigen können. Und zweifellos würde er dann, auch weil er stolz

wäre auf die literarische Schöpferleistung seiner Artgenossen, mit dem Anfang der Anfänge beginnen, mit der Erschaffung der Welt durch die Literatur: Er würde als erstes jene Autoren wählen, die in ihren Büchern eine eigene Welt für sich errichtet haben.